

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 15.

Berlin, Donnerstag den 4. Februar

1847.

Frankreich.

Royer-Collard.

Royer-Collard war eine so bedeutende Persönlichkeit und hat auf die wissenschaftliche und politische Bildung des neueren Frankreichs einen so mächtigen Einfluss geübt, daß es seinem Nachfolger in der Akademie, Herrn Charles de Rémusat, zur herkömmlichen Lobrede auf den Vorgänger sicherlich nicht an Stoff gebrach, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu erregen und zu fesseln: die Schwierigkeit lag vielmehr gerade im Reichthume des Materials, und es bedurfte eines sehr sicheren Tactes, um eine zweckmäßige Auswahl zu treffen. Der Redner hat die Vielseitigkeit seiner Aufgabe lebhaft gefühlt und dadurch bewiesen, daß er sie vollkommen begriffen, indem er von vorn herein in scharfen Strichen ein Bild des Mannes entwarf, das alle wesentliche Züge vereinigt. „Die Staatsmänner“, sagt er, „waren selten Philosophen, die Philosophen sind nicht immer Weise; weder Philosophen, noch Staatsmänner, noch Weise sind als solche auch Schriftsteller. Royer-Collard war ein Staatsmann, ein Philosoph, ein Schriftsteller, ein Weiser und überdies ein Mann von lebhafter Phantasie, ein kühner und besonnener Denker, ernst und witzig, unbeugsam und beweglich, ein Charakter, der nur seiner inneren Ueberzeugung gehorchte, und der nicht allein durch die Herrschaft der Vernunft, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, durch die der Tugend die Einheit seines Lebens schuf und bewahrte.“ Was Herr Rémusat hier in wenig Worten zusammengefaßt hatte, begründete er durch eine ausführlichere Nachweisung an der Lebensgeschichte des Gefeierten; unseren Zwecken genügt ein gedrängterer Abriss.

Royer-Collard wurde geboren im Jahre 1763 im Städtchen Compiègne bei Vitry-le-François in der Champagne. Seine Familie bewahrte, wie die Mehrzahl der Bürger jener Stadt, das Andenken und die Ueberlieferungen Port-Royal *) mit frommer Ehrfurcht. Die Bücher und die großen Männer von Port-Royal erregten zuerst seine Bewunderung; man darf sagen, daß sie nicht nur seinem Glauben, sondern auch seinem Denken und selbst in gewisser Weise seinem Charakter die Richtung gaben. Frühzeitig lernte er ihre Ueberzeugungstreue lieb gewinnen und jenen festen Widerstand gegen angemaßte Macht und Ansehen. Daher gleich seine spätere Stellung zum Königthume so sehr der ihrigen zum römischen Hofe: eine Opposition, die sich hütet, in Widerspannigkeit auszuarten, eine Unabhängigkeit, die feindseliges Auftreten vermeidet, eine Ueberzeugung, die bei allem Gehorsam sich kräftig ausspricht. Royer-Collard wollte in der Monarchie vor 1830 nicht als Reper auftreten, aber doch war er ein Sektirer. Deshalb galt er in den Augen der rechtgläubigen Royalisten für einen Revolutionair, während er den Liberalen nicht weit genug ging. Gerade dieselbe Stellung behauptete Port-Royal zwischen den ultramontanen Katholiken und den Philosophen.

Nachdem Royer-Collard seine weitere Vorbildung zu Chaumont und dann zu Saint-Omer fortgesetzt und beendet hatte, kam er als Parlaments-Advokat nach Paris. Hier trat er unter Verhältnisse, die ganz geeignet waren, seinen auf das Hohe gerichteten Sinn noch mehr zu erheben und die Grundsätze eines von Natur so überlegten Charakters zum Abschlusse zu bringen. Es war die Zeit, wo Frankreich, des Despotismus müde, mit edlem

Vertrauen und unbegrenzten Hoffnungen der Freiheit zueilte. Royer-Collard konnte dem Kampfe nicht fremd bleiben; er trat mit gegen die Privilegien in die Schranken. Aber es kamen die Tage, welche das mit Jubel begrüßte Beginnen verunstalteten. Auch sie waren für ihn nicht verloren. Er hatte das Große der Freiheit und der bürgerlichen Gleichheit kennen gelernt; er erfuhr nun, was eine Freiheit ohne Beaufsichtigung und eine Macht ohne Gegengewicht ist. Von dieser Zeit her schreibt sich der Kampf dieser in der Mäßigung so festen Seele gegen alle Uebergriffe, welchen Ursprungs sie auch seyen. Er wartete nicht auf das Jahr 1793, um mit Entschiedenheit gegen die Tyrannei der Klubs und gegen die Pöbelherrschaft Einspruch zu erheben, und als er seine letzten Hoffnungen auf eine weise Freiheit und ein geachtetes Königthum schwinden sah, entfernte er sich von Paris. In seinem Geburtsorte suchte er über den Studien die Erinnerungen an das geschehene Uebel zu vergessen und durch nachdenkende Ueberlegung die trostreiche Ueberzeugung zu erlangen, daß alle Uebertreibungen nur kurze Dauer haben. Der Wendepunkt trat ein, und Royer-Collard lehrte 1797 als Deputirter seines Departements in den Rath der Fünfhundert nach Paris zurück, wo er für die Zurückrufung der Deportirten und gegen den Priestereid sprach und allen gemäßigten Maßregeln sich angeschlossen. Zu jener Zeit begann er, angeregt durch die rasche Hinfälligkeit aller nach einander getroffenen Einrichtungen, überzeugt, daß die Regierung eines beharrlichen Elementes bedarf, welches nur durch die Vergangenheit geschaffen werden kann, und noch an dem schönen Traume von 1789 hängend, daß man der alten königlichen Linie den Gedanken der Freiheit einpflanzen könne, die Lehre von der Legitimität aufzustellen. Der 18. Fructidor überraschte ihn mitten unter seinen royalistischen Hoffnungen und traf ihn sogar persönlich, indem er seine Wahl annullirte, doch konnte er seine politischen Ueberzeugungen nicht erschüttern. Für die Mehrzahl war die Legitimität damals eine ritterliche Leidenschaft, eine Sache der Phantasie und des Herzens; für Herrn von Talleyrand war sie 1813 beim Wiener Kongresse ein diplomatisches Hülfsmittel: er brauchte sie, um die verbündeten Könige zu bewegen, in ihrem Triumphe nicht die Befestigung Frankreichs zu erblicken, was sie berechtigt haben würde, dasselbe als erobertes Land zu behandeln, sondern die bloße Herstellung eines allen Monarchieen gemeinschaftlichen und sie alle gleichmäßig angehenden Prinzipes, das durch die Revolution erschüttert worden wäre; für Royer-Collard war sie eine philosophische These, eine geschichtliche Wahrheit, ein sociales Dogma. Er war Legitimist nach eigenthümlicher Weise und höherer Auffassung.

Während des Kaiserreiches hielt sich Royer-Collard zurückgezogen, er verabscheute die Gewalt aus Herzensgrunde, mochte sie sich Volksheer, Tyrannie eines Einzigen, Despotismus von Körperschaften oder Regiment des Schwertes nennen. Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit vorzeitiger Bemühungen, blieb er auch jeder Beziehung zur royalistischen Partei fern und begnügte sich, gegen die Gewalt zu protestiren, indem er ihr seinen Beistand verweigerte. Desto emfziger suchte er die Wahrheit und das Recht im Reiche des Gedankens zu ergreifen. Aber auch dieses stand damals in Frankreich unter der Vormüßigkeit eines unbeschränkten Herrschers; Condillac regierte es noch ohne Widerspruch und genoß das Ansehen eines unsehlbaren Orakels. Auch Royer-Collard beugte sich anfangs unter sein Joch. Da fiel ihm ein schon 1768 übersehtes, aber unbeachtet gebliebenes Werk des Schotten Thomas Reid in die Hände, welches ihm die Augen öffnete und die Veranlassung für ihn wurde, die französische Philosophie auf neue Bahnen zu lenken.

Im Jahre 1811 als Professor der Philosophie an die Faculté des Lettres berufen, begann er seine Vorlesungen vor drei Zuhörern in sehr bescheidener Weise mit einer für ein französisches Publikum ziemlich trockenen Untersuchung, indem er die Lieblingsfrage des schottischen Philosophen aufstellte: ob die gesunde Vernunft das Daseyn der äußeren Welt beweisen könne? Durch ihre Beantwortung, an welche sich eine prüfende Untersuchung der Condillac'schen Lehre von selbst anknüpfte, erschütterte er das Gebäude der sensualistischen Philosophie von Grund aus, so daß es einstürzte und sein Erbauer fast in Verachtung gerieth. Doch erkannte er seine Grenzen und zog seinen Horizont nicht weiter, als bis wohin er ihn völlig beherrschen konnte; die Fortsetzung des begonnenen Werkes durfte er ruhig den von ihm angeregten jüngeren Kräften überlassen. Neue philosophische Wahrheiten hat Royer-Collard nicht entdeckt. Seine Ideen, sein Gang, seine Beweisgründe, seine psychologischen Ansichten sind ganz dieselben, die man bei Reid findet; auch seine Gelehrsamkeit war nicht bedeutend; als er die Geschichte der Philosophie zu lehren begann, kannte er Plato, Leibniz und selbst die älteren französischen Philosophen, als Malebranche und Descartes, fast nur so weit als Reid sie angeführt hat. Dennoch

*) Port-Royal des Champs war ein altes Cisterzienser-Nonnenkloster bei Versailles, das schon zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch ein Filial in einer Vorstadt von Paris, Port-Royal de Paris genannt, in engere Beziehung zu den Pariser Theologen gelangte. Um dieselbe Zeit hatte Cornelius Jansen, Professor der Theologie zu Löwen, den Streit über die Sündenwahl aufgenommen und im Sinne des heil. Augustinus (daß der Mensch, von Natur böse, nur durch Gottes Gnade das Gute wollen und thun könne, daß einige von Gott zur Besserung und Seligkeit, andere zum ewigen Verderben von vorn herein bestimmt seyen) lebhaft vertheidigt. Ihm gegenüber standen mit milderer Auffassung die Jesuiten, die Franziskaner und der Paps; doch fand er in dem heftig entbrennenden Streite Mithämpfer an vorzüglichen französischen Theologen. Auch die Nonnen von Port-Royal bekannnten sich zu seiner Ansicht, geleitet von seinem Freunde, dem Abte von St. Cyr, Jean de Bergier du Havranne, und befestigten in sich denselben um so mehr, als bedeutende Theologen und Gelehrte, die beredtesten Vertheidiger des Jansenismus, Nicole, Perreault, Pascal, die Brüder Arnauld und Lemaitre, sich in der Nähe des Klosters in einem eigenen Gebäude, les Granges genannt, ansiedelten und neben ihren Schriften in neu gegründeter Schule durch strenge Zucht und verbesserten Unterricht kräftig wirkten. Der Ruf dieser Gelehrsamkeit und Frömmigkeit verschaffte dem Kloster und der Kolonie von Port-Royal, trotz dem verdammenden Paps, allgemeine Achtung und gewaltigen Zulauf. Erst Ludwig's XIV. letzte jesuitische Beichtväter konnten diesen Heerd des Jansenismus überwältigen. Das Kloster ward 1709 durch die Polizei aufgehoben, die Nonnen zerstreut und die Gebäude niedergehauen.

war in dieser entlehnten Philosophie und Gelehrsamkeit ein gewisses Etwas, welches jenen gewaltigen Umschwung erzeugen konnte: nämlich Royer-Collard selbst. In jeder Zeile erkennt man ihn. Der Inhalt ist Reid, die Form, die Behandlung ist Royer-Collard, der höher stehende, der männlichere Geist. Gewappnet, schlagend, treffend, Ehrfurcht gebietend, erscheint er auch in der Logik und Metaphysik als Mann der Opposition. Er hat seinen „Accent“, der ihn als bedeutenden Schriftsteller kennzeichnet.

Deshalb durfte er, als er vom Katheder auf die Rednerbühne stieg, nur die Waffen verändern. Derselbe entschiedene und überzeugte Ton, dieselbe mächtige und geschlossene Satzgliederung, dasselbe Feuer der Rede, dieselbe Manier, einen sicheren und fruchtbaren Grundsatz hinzustellen und seine Folgen in einer Schlussreihe zu entwickeln, mit einem Worte, dieselbe Ordnung der Gedanken und des Stiles, mit der er Locke und Condillac bekämpft, diene ihm gegen die unconstitutionellen Minister. Was in ihm als Redner vorherrscht, ist nicht, wie bei Benjamin Constant, die Leichtigkeit und Feinheit, noch, wie bei dem General Foy, der äußere Glanz der Rede und der rauschende Strom der Leidenschaft, sondern die Kraft der Ueberlegung, die Fülle der Form, die Gewalt des Ausdrucks und die Erhabenheit des Tones, dem sich eine feine Ironie besänftigend heimischt, ohne seinem Ernste Eintrag zu thun. Dazu kommt endlich noch eine Vollendung im Einzelnen, welche mit jenen Vorzügen vereint diese Reden zu wahren Kunstwerken stempelt.

(Schluß folgt.)

England.

Charles Dickens' letzte Weihnachtsgabe.

Die Lebensschlacht.

Es findet sich in dieser neuesten Weihnachtsgabe des beliebten Erzählers Nichts, was Bezug auf die Weihnachtszeit hätte; doch scheinen Gedanken, wie sie dieser Jahreszeit angehören, das rechtmäßige Eigentum des Herrn Dickens zu seyn, dessen herzliche und kindliche Phantasie so unerschöpflich ist, Gestalten hervorzubringen, die ihr gemäß sind.

Die köstlichste Laune, die nur gemäsigt wird durch den Ernst der Gedanken, aus welchen sie entspringt, ein herrlicher Humor, gleich hinreißend, wo er im Ernst und wo er im Scherz sich ergeht, durchdringen die kleine Erzählung. Es handelt sich in derselben nur um zwei Schwestern, deren jüngere ihre Liebe dem Glück der älteren zum Opfer bringt. Doch liegt in dieser Aufopferung nicht jene extravaganter Selbstverleugnung, der es einzig um Bewunderung zu thun ist. Wenn das Buch einen solchen Eindruck zurückläßt, der hat es nicht auf die rechte Weise gelesen. Ehe Marion (die eine Schwester) sich opfert, ist Gratia's (der anderen Schwester) Leben bereits eine Kette von Aufopferungen für Marion gewesen. Sie sind beide seit ihrer Kindheit mit Alfred Heathfield, ihres Vaters Mündel, aufgewachsen:

„Der Unterschied im Alter zwischen beiden“ — sagt der Dichter — „mochte aufs höchste vier Jahre betragen, allein wie es sich in solchen Fällen, wo kein Mutterauge über den Kindern wacht, ereignet — Gratia's und Marion's Mutter war gestorben —, so schien Gratia, die nach diesem Verluste ihre jüngere Schwester mit der zärtlichsten Sorgfalt, mit einer mütterlichen Selbstverleugnung behandelt hatte, älter als sie in der That war; ja es schien, als gehe es ganz natürlich zu, wenn sie entfernter von allem Wett-eifer mit Marion war, als es durch ihr beiderseitiges Alter geboten wurde, und wenn sie an Marion's Einfällen und Grillen nur insofern Theil nahm, als sich die Liebe zu ihrer Schwester dabei bethätigen konnte. So reinigt der hebre Charakter einer Mutter, selbst da, wo er nur Schatten und schwacher Reflex ist, das Herz und verklärt die menschliche Natur zu der eines Engels.“

Marion ist beim Beginn der Erzählung mit Alfred verlobt, allein sie hat seit kurzem entdeckt, mit welcher Preisgebung ihrer eigenen Hoffnungen, ihrer eigenen Liebe die Schwester diese Verbindung befördert hat. Gratia und Alfred waren als Kinder verlobt gewesen und haben einander nur um der jüngeren Schwester willen entsagt. Gratia ist in der ersten und heißesten Schlacht des Lebens Siegerin geblieben; Alfred aber weiß davon nichts, und wären die Ansprüche ihres Herzens nicht plötzlich und stillschweigend zurückgenommen worden, niemals würde er sie zurückgewiesen haben. Erst durch Marion's späteren Sieg erfährt er dies, und nach einem kurzen, Kummer und Schmerz bringenden Kampf kehrt bei Allen die Freude wieder ein. Kein Herz wird durch die ihm auferlegte Pflicht gebrochen, und, nicht wie ein entschwindender Feiertag, zeigt sich das Leben ihm von jener Seite, wo es in großmüthiger Selbstverleugnung und edlem Schmerz Verzicht leisten muß auf jeden Anspruch auf Freude.

Von ihrer ersten Erscheinung beim Tanz im Obstgarten bis zu ihrer letzten Zusammenkunft, in der eine hochgefinnte Liebe sich ausdrückt, sind diese schwesterlichen Heroinnen herrlich gezeichnet. Die Erzählung besteht aus drei Theilen; beim Schluß des ersten verläßt Alfred die Heimat auf eine Zeit lang. Die Abschiedsscene ist vortrefflich. Es möchte schwer seyn, ein Gemälde zu erdenken, in welchem weibliche Zartheit, Selbstverleugnung und Sinnesreinheit sich glücklicher ausdrücken, als in dieser Scene zwischen Gratia und Marion, während der Gegenstand ihrer Reizung im Begriff ist, zu scheiden. Die eine wähnt, daß ihre geheime Liebe nicht entdeckt worden, die andere denkt nur an das Opfer, welches zu bringen sie beabsichtigt; jede verbirgt vor der anderen etwas von höchster Bedeutung, und doch wie wahrhaft sind

beide! Es ist der Triumph der Seelenschönheit über den sinnlichen, obgleich hier nicht minder unschuldigen Reiz.

„Marion“ — heißt es — „stand abseits, das Auge auf den Boden geheftet; ihr junger Geliebter führte sie zu seiner Schwester und legte sie ihr an den Busen.“

„Ich habe Gratia gesagt, theure Marion“, sprach er, „daß sie Sorge für Dich tragen soll, daß ich ihr in Dir mein kostbarstes anvertraue. Und wenn ich zurückkomme und Dich, Theuerste, zurückfordere, und wenn der heitere Prospekt unseres ehelichen Lebens ausgebreitet vor uns liegt, so soll es eines unserer Hauptvergüßen seyn, darüber zu berathschlagen, wie wir Gratia glücklich machen, wie wir ihren Wünschen zuvorkommen, wie wir ihr unsere Dankbarkeit und Liebe zeigen und ihr einen Theil der Schuld abtragen können, die sie auf uns gehäuft hat.“

„Die jüngere Schwester hatte die eine Hand in die feinige gelegt, während ihre andere auf Gratia's Schulter ruhte. Sie schaute der Schwester ins Auge, in das ruhige, heitere, freundliche Auge, mit einem Blick, in welchem Reizung, Bewunderung, Kummer, Staunen, ja fast Ehrfurcht zusammen zu lesen waren. Sie sah auf das Gesicht der Schwester, wie auf ein Engels-Antlitz. Ruhig, heiter, freundlich schaute diese wieder zurück auf sie und auf ihren Geliebten.“

„Und wenn die Zeit kommt, wie sie es denn einmal muß“, sagte Alfred, „— es wundert mich beinahe, daß sie noch nicht gekommen, aber Gratia wird das am besten wissen, denn sie hat immer Recht — wenn sie eines Freundes bedarf, ihm ihr ganzes Herz zu eröffnen, der ihr etwas von dem ist, was sie uns gewesen — dann, Marion, wie treu wollen wir uns ihr bewähren und mit welchem Entzücken soll es uns erfüllen, wenn wir erfahren, daß sie, unsere gute Schwester, liebt und geliebt wird, wie wir es ihr wünschen.“

„Immer noch sah die jüngere Schwester ihr ins Auge und wendete sich nicht ab — nicht einmal nach ihm. Und immer noch ruhte dieses Auge auf ihr und ihrem Geliebten mit demselben ruhigen, heiteren, freundlichen Blick.“

„Und wenn das Alles vorüber ist und wir alt sind und — wie das seyn muß — wir zusammen leben, dicht zusammen, und wir reden dann von alten Zeiten“, sagte Alfred, „dann soll unser Lieblings Thema der heutige Tag seyn, und wenn wir einander erzählen, was wir Alles dachten und fühlten und hofften und fürchteten beim Scheiden, und wie wir es nicht über's Herz bringen konnten, uns Lebewohl zu sagen —“

„Die Kutsche kommt durch den Wald“, rief Britannia.

— „Gut! ich bin bereit — und wie wir dann wieder, trotz Allem, und glücklich zusammen fanden, so soll uns dieser Tag der glücklichste in unserem Leben seyn, und wir wollen ihn als einen dreifachen Geburtstag feiern!“

„Ja“, fiel die ältere Schwester ein, eifrig und mit einem strahlenden Lächeln, „ja, Alfred! aber nun zögere nicht länger. Es ist keine Zeit zu verlieren. Sage Marion Lebewohl, und der Himmel sey mit Euch!“

„Er drückte die jüngere Schwester an sein Herz, die, sobald sie von seiner Umarmung frei, sich an die Brust der Schwester warf und mit demselben so Vieles sagenden Blick, wie vorher, wieder ihr ruhiges, heiteres, freundliches Auge suchte.“

Wir übergehen die — gleichfalls vortreffliche — Entwicklungsscene, in der Marion ihrer Schwester Gratia, die indessen Alfred's Gattin geworden, erzählt, wie sie nicht — was man fälschlich geglaubt — mit einem jungen Mann, unter dessen Schutz sie aus dem väterlichen Hause gewichen, in eine eheliche Verbindung getreten, sondern ledig, nachdem sie ihre Reizung gegen Alfred überwunden, heiter, ruhig und zufrieden zurückkehrte, um fortbin an der Seite der Schwester zu leben. Diese Scene, so gut ausgeführt sie ist, würde hier zu viel Raum wegnehmen; wir geben statt ihrer lieber noch die Schilderung Clemency Newcomes, einer Dienerin im Hause der beiden Schwestern, und zwar um so mehr, als diese Stelle ein Beweis ist, daß auch die komische Kraft des Dichters in seinem neuesten Werke sich einen Spielraum zu verschaffen weiß.

„Clemency Newcome war ungefähr dreißig Jahr alt und hatte ein leidlich dickwanges Gesicht, obgleich sie dasselbe zu einem eigenen Ausdruck von Behutsamkeit zusammenzuhalten verstand, wodurch es komisch wurde. Allein die außerordentliche Unbeholfenheit ihres Ganges und ihres ganzen Wesens würde die Aufmerksamkeit von jedem Gesichte in der Welt hinwegelenken haben. Wenn man sagt, daß sie zwei linke Beine hatte und Arme, die irgendwem anders zugehörten, und daß alle diese vier Glieder ausgerenkt zu seyn und sich von ganz unrichtigen Ausgangspunkten aus in Bewegung zu setzen schienen, sobald sie gebraucht wurden, so heißt das nur eine mißverstandene Darstellung der Wirklichkeit geben. Wenn man ferner sagt, daß sie völlig zufrieden mit dieser ihrer leiblichen Einrichtung war, daß sie that, als wenn dasselbe sie nichts angehe, daß sie vorlieb mit ihren Armen und Beinen nahm und sie gewahren ließ, wie der Zufall es wollte, so erzeugt man ihrem Gleichmuth nur Gerechtigkeit. Ihr Anzug bestand aus einem Paar wunderbar starrköpfiger Schuhe, die nie dahin wollten, wohin die Füße gingen; aus blauen Strümpfen; einem bunten Kattunkleide, nach dem abscheulichsten Muster, das für Geld zu haben war, gedruckt, und aus einer weißen Schürze. Sie trug stets kurze Ärmel und hatte dabei das Unglück, daß ihre Ellenbogen immer durch irgend einen Zufall geschunden waren, ein Umstand, der sie veranlaßte, dieselben in einem fort nach vorn zu kehren, um dieselben einer unmöglichen Befichtigung zu unterwerfen. Gewöhnlich saß irgendwo auf ihrem Kopfe eine kleine Haube, die sich jedoch höchst selten an dem Orte befand, den andere Leute diesem Bekleidungsgegenstande anzuweisen pflegen. Von der Zehne bis zum Wirbel jedoch war sie sauber und suchte eine leider etwas übel angebrachte Nettigkeit zu be-

hauften. In der That veranlaßte ihr löbliches Bestreben, nicht bloß vor dem Auge des Publikums, sondern auch in ihrem eigenen Bewußtseyn, nett zu seyn, eine ihrer auffallendsten Bewegungen, die darin bestand, daß sie sich von Zeit zu Zeit selbst bei einer Art von hölzernem Griff (gewöhnlich Blankheit genannt) anfaßte und gleichsam einen Ringkampf mit ihren Kleidern begann, bis diese sich in die gehörigen Falten fügten.“

Man sieht es, wie uns dünkt, der ganzen Erzählung an, daß sich Herr Dickens in ihren Gränzen einigermaßen beengt gefühlt hat. Der Stoff würde in der That für eine Erzählung von der doppelten Länge ausreichen. Doch hat die Nothwendigkeit des Zusammenbrängens zugleich ihre Vortheile gehabt. Die Schärfe der Umrisse, das Gleichgewicht der Theile und die bewundernswerthe Vollendung der Zeichnung, die uns in Voltaire's kleineren Novellen so sehr ansprechen, üben auch hier ihren Reiz. Die Aufeinanderfolge und die lebendige Anschaulichkeit der Scenen giebt dem Ganzen einen dramatischen Anstrich.

Auch das Beiwerk der Erzählung trägt zur Erreichung ihres Zweckes bei. Die Herrn Dickens so eigenthümliche Fähigkeit, auch den gewöhnlichsten Gegenständen neue und schöne Seiten abzugewinnen, die Gabe, auch in den niedrigsten Gestaltungen des Lebens Reize zu entdecken, der Aufschwung, den der Dichter stets von der Alltagswirklichkeit in die Regionen des Gedankens und der Phantasie nimmt — alles dieses findet sich auch hier und trägt zu dem schönen Eindruck bei, welchen das Werk hinterläßt.

Kritische Revue für die Literatur des Auslandes.

Von Diego Hurtado de Mendoza. — Die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.

(Schluß.)

Außer den bereits erwähnten Stücken enthält das literaturhistorische Taschenbuch noch eine Vorlesung von J. W. Schäfer: „über die Epochen der deutschen Literatur“; ferner eine Abhandlung von H. Köchy über: „die Alkestis des Euripides“; eine Charakteristik Schubart's vom Herausgeber, die sich durch die Kraft und Gediegenheit der Sprache ebenso sehr als durch die würdevolle Unparteilichkeit des Urtheils auszeichnet; zuletzt „Miscellen und Notizen“ über verschiedene Dichter und von verschiedenen Verfassern. Abgeschlossen haben wir bei dieser Uebersicht eine Abhandlung übergegangen, da wir sie, weil sie gleichfalls in die Literatur des Auslandes schlägt, genauer betrachten wollen. Dieselbe handelt nämlich:

„Ueber die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.“ Von Eduard Brinkmeyer. — Es ist eine durch die Geschichte fast aller Literaturen bestätigte Erfahrung, daß überall, wo eine besondere politische Poesie aufsteht, die Poesie im Allgemeinen ihrem Untergange nahe ist. Das praktische Leben, scheint es, macht in derartigen Epochen seine Ansprüche zu fühlbar geltend, die allgemeine Gedrücktheit der Gemüther ist zu empfindlich zum Bewußtseyn gekommen, die Verstimmung zu tief, zu allgemein, als daß für die poetische Begeisterung in ihrer Reinheit, ohne äußeren Zweck, noch länger Raum wäre; die Muse, zu stolz, fremden Absichten dienlich zu seyn, zieht sich zurück und überläßt die Welt anderen, mächtigeren Gewalten. — Nirgend findet diese Wahrnehmung eine glänzendere Bestätigung, als in der Geschichte der provençalischen Troubadours, indem hier die Entwicklung der politischen und der Untergang der Dichtung überhaupt sogar thatsächlich zusammenfallen. Zwar ringt sich nachher bisweilen noch eine Art künstlicher Poesie hervor, die ihr Ziel theils in den dunklen Ausdruck, die sogenannte schwere Manier, setze, theils das Mittel zur Wiederherstellung der Poesie in der Didaktik suchte. Allein gerade das Gemachte dieser Versuche, dieses Vorwalten des reflektirenden Verstandes beweist mehr als alles Andere, daß die wahre Dichtkunst damals bereits in Verfall gerathen war, indem sie aufgehört hatte, das allgemeine und eigentliche Merkmal aller Kunst zu theilen, das heißt: sich selbst Zweck zu seyn. Der ersten genannten, schweren Gattung huldigte schon Marcabrun, einer der ältesten und merkwürdigsten Troubadours, der bis nach dem Jahre 1185 blühte und eine Menge Nachahmer fand; er setzte das Wesen der Poesie in die schwere, gekünstelte Form und den dunklen Ausdruck, ohne zu beachten, daß die meisten seiner Gedichte dadurch geradezu unverständlich wurden. Der zweitgenannten Richtung dagegen widmete sich Guiraut Riquier, der von 1250 bis 1294 dichtete, der Letzte in der Reihe der eigentlichen Troubadours. In ihm zeigt sich ein vollkommen bewußtes Kunststreben; nicht selten spricht er selbst die Ansicht aus, daß er berufen sey, durch seine Bemühungen die sinkende Kunst wieder aufzurichten. Das einzige Mittel aber fand er nach seiner eigenen Erklärung in der didaktischen Poesie, weshalb er sich nicht nur selbst den Doktor nannte, sondern auch in einer Inschrift an Alphons X. diesen Fürsten erluchte, er möge den Dichtern einen besonderen Titel, z. B. den Dokortitel, verleihen. Beweis genug, wie sehr er die Dichtkunst bereits als etwas Lehr- und Lernbares, eine bloße Kenntniß, eine Fertigkeit, wie jede andere, betrachtete.

Sehr nahe liegt es, zwischen den politischen Gedichten der Troubadours und denen unserer heutigen Dichter einen Vergleich zu ziehen; wobei sich denn folgende Unterschiede herausstellen: — einmal, daß, während die heutigen Dichter sich mehr lebend verhalten, mehr allgemeine politische Uebelstände, eine fühlbare sociale Gedrücktheit und Unbehaglichkeit beklagen, jene, die provençalischen Dichter, sich fast durchgängig auf spezielle Fälle bezogen und in den Lauf der Verhältnisse unmittelbar eingzugreifen suchten; so daß sie theil-

weise demselben Zwecke dienten, welcher die Aufgabe der heutigen raisonnirenden Zeitungen bildet. Das politische Lied eines Troubadours war häufig nichts Anderes, als was heutzutage der leading article einer politischen Zeitung ist. Ein zweiter Unterschied liegt darin, daß die heutigen politischen Gedichte unendlich viel mehr eigentliche Poesie, mehr Schwung und Enthusiasmus enthalten, als selbst die besten aus jener Zeit. In der That ist die Mehrzahl der letzteren nur Prosa in Versen. Der Form nach gehören die politischen Gedichte der Troubadours zu den Sirventes, einer Art satirischer, in Strophen abgetheilter und zum Singen bestimmter Gedichte. Als solche gehören sie im weiteren Sinne zu den Chansons, Kanzonen, Liedern, und wurden bisweilen auch so genannt, z. B. von Uc von St. Cyr, der seine Sirvente gegen den Grafen von Verona „eine leicht zu verstehende und angenehm zu singende Kanzone“ nannte. Indes wurden die Sirventes nicht immer neu komponirt, sondern bisweilen nach schon vorhandenen Melodien gedichtet.

Wahrscheinlich war diese Dichtungsart anfänglich für die Troubadours ein Mittel, sich gegen diejenigen zu äußern, die ihren Haß oder ihren Neid auf sich zogen; in allen diesen Fällen also war sie wenig Anderes, als der Ausdruck unmittelbarer, persönlicher Gehässigkeit, kurzum — was wir heutzutage mit dem verächtlichen Namen eines Pasquills belegen. Diesen Charakter zeigt z. B. gleich ein Gedicht des Peire von Auvergne auf die Troubadours seiner Zeit. Noch heftiger ist ein Sirvente, worin Lafranc Cigala den Markgrafen Bonifaz III. von Montserrat straft, der, sonst ein Anhänger Friedrich's II., sich von Mailand und anderen Städten in Italien im Jahre 1242 hatte erkaufen lassen. Bald jedoch erhielten die Sirventes auch eine edlere Bestimmung, indem man, mit Beseitigung des unmittelbaren persönlichen Angriffs, sich dieser Form bediente, um die Unstillschkeit in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu geißeln. Diese Gedichte gehören der Mehrzahl nach zu den besseren, die in dieser Art überhaupt erhalten sind; so namentlich ein sehr ernst und würdevoll gehaltenes und offenbar aus moralischer Entrüstung hervorgegangenes Rügegedicht des Peire Cardinal, woraus wir beispielsweise folgende zwei Strophen mittheilen wollen:

Vom Aufgang bis zum Niedergange, wißt,
Wär' mir ein Handel recht, der seltsam klingt:
Ein Goldstück geb' ich dem, der ehrlich ist,
Wenn mir der Schelm nur einen Nagel bringt;
Dem Gärigen geb' ich eine Mark in Gold,
Wenn mir der Unhold einen Kreuzer zollt;
Und einen Goldberg dem, der Wahrheit liebt,
Wenn mir ein Ei nur jeder Lügner giebt.

Auf eines Lederschuhs enger Raum
Schreib' ich der meisten Menschen Redlichkeit,
Ich brauchte nur des Handschuhs halben Daum.
Mit einem Fädchen speißt' ich weit und breit
Die Guten ab, der Aufwand war gering;
Doch mit den Bösen wär' es ein ander Ding:
Da könnte man, ohn' anzublitzen, schreiben: —
Kommt her und eßt, ihr Edlen groß und klein.

Ein sehr beliebtes Ziel für die satirische Laune und den strafenden Unwillen der Troubadours bildeten die Mißbräuche der Kirche, insbesondere die politischen Anmaßungen der Hierarchie, so wie die Heuchelei und das anstößige Leben der Geistlichen, wie eine andere Strophe des oben erwähnten Gedichts beweist:

Mit allen Händen sieht man sie bemüht,
Die Welt zu sah'n, die sie auch ohne Zweifel
Erlangen, sey's gewaltiam, sey's in Güte,
Sei es mit Heucheln oder sey's mit Schmeicheln,
Sei es mit Ablass, Trinken oder Eßen,
Mit Bannstrahlenschleudern, Predigten und Meßen,
Sei es mit Gott, sei es auch mit dem Teufel etc.

Und nicht bloß die Geistlichen, auch der Papst selbst war nicht selten den heftigsten Angriffen ausgesetzt. So rügt Bertran von Alamanon die Anmaßung Innocenz's IV., daß er, um das Geld der Fürsten länger zu beziehen, keinem von ihnen die deutsche Krone zuerkennt, und fordert Letztere auf, ihre Ansprüche mit den Waffen durchzusetzen.

Sinsichtlich der eigentlich politischen und historischen Gedichte der Troubadours ist zu bemerken, daß sie die Personen, von denen sie reden, oft sehr unbestimmt, nur mit einem Beinamen oder irgend einer anderen leichten Andeutung bezeichnen. Oft würde es geradezu unmöglich seyn, solche willkürliche Beinamen zu enträthseln, wenn nicht die handschriftlichen provençalischen Lebensnachrichten hier und da einiges Licht gäben. Wer würde z. B. vermuthen, daß Bertran von Born unter dem Namen Marinier (Seemann) den jungen König Heinrich, den er auch häufig Jove Rei (junger König) nennt, unter Rassa (einem unbekanntem Ausdruck) Gottfried von Bretagne, und unter Oc e No (Ja und Nein) Richard Löwenherz, alle drei Söhne Heinrich's II. von England, versteht. Vielleicht rührte dieser Gebrauch theils aus einer gewissen Vertraulichkeit zwischen dem Troubadour und dem Angeredeten, theils aber auch davon her, daß die Troubadours den Damen, welchen sie in ihren Liedern den Hof machten, gewöhnlich erdichtete Namen zu geben pflegten, um dieselben durch Nennung des wirklichen Namens nicht zu compromittiren. So nannte Raimbaut von Baqueiras die Beatrix von Carret: „schöner Ritter“, Arnaut von Mareuil die Adalasia, Gemahlin des Burggrafen von Beziers: „Gold-Errungen“, Raimbaut von Orange eine seiner Geliebten: „mein Teufel“, Peire Rogier die Ermengarde von Narbonne: „Ihr habt Unrecht“, Bertran von Born die Dame von Montignac: „Magnet“ u. s. f.

Eigenthümlich, wiewohl ganz in den Umständen begründet, ist die Erscheinung, daß die politischen Gedichte der Troubadours sich selten zu einer allgemeineren Auffassung der Ereignisse erhoben, sondern meist bei speziellen Thatsachen stehen blieben, ganz ähnlich wie unsere Zeitungen. Sie waren bestimmt, durch Lob oder Tadel, oder durch beides zugleich, denselben, an den sie gerichtet waren, zu irgend einer politischen Handlung zu bestimmen. Was dagegen die allgemeinen Prinzipien und die politischen Grundzüge selbst angeht, so halten sie sich zu der Partei desjenigen, in dessen Dienste sie standen, d. h. bei dem sie sich als Hofdichter und nicht selten als vertraute Freunde aufhielten. Sie waren also Parteimänner, und zwar oft in dem Maße, daß sie an den Helden und Häuptern ihrer Zeit, je nachdem diese zu ihrer oder zur feindlichen Partei gehörten, nur Licht oder Schatten erblickten. Aber so richtig es auch der Mehrzahl nach ist, daß sie „des Lied singen, des Brod sie essen“, so finden sich doch nicht nur bei Einzelnen häufig edlere Motive der Freundschaft und Ueberzeugung, sondern es ist auch überall eine Seltenheit, daß ein Troubadour die von ihm bevorzugte Partei verliesse oder gar mit einer feindlichen vertauschte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bilden ihre Gedichte als Dokumente der Zeitgeschichte und der damaligen öffentlichen Stimmung eine höchst interessante Erscheinung, die eines gründlichen Studiums um so würdiger ist, als in denselben unzählige Andeutungen enthalten sind, aus denen die Spezialgeschichte Frankreichs und Italiens und namentlich die Genealogie der kleinen französischen und italienischen Dynastienhäuser erweitert und wesentlich berichtigt werden kann.

Er.

Mannigfaltiges.

— Prof. Dönniges und der freie Handel. Die Vorlesung, die Herr Professor Dönniges am 30. Januar vor der gemischten Versammlung in der Sing-Akademie über die Natur des Handels oder vielmehr über die Annatur aller Schutzzölle und über die Vorzüge der Freihandels-Theorie gehalten, hat bereits zu Gegenbemerkungen Anlaß gegeben und dürfte deren noch manche zur Folge haben. Der Vortrag war allerdings interessant, aber um wirksam zu seyn, hätte er nicht hier in Berlin, sondern in Petersburg oder in Paris gehalten werden müssen. Dort wäre es allerdings von großem Segen für das eigene Land wie für die Nachbarländer, wenn man endlich einsehen lernte, daß das Prohibitivsystem nur zweien Gewerbsarten von entschiedenem Nutzen sey: den privilegierten Fabrikherren und den Schleichhändlern. Bei uns zu Lande dagegen, wo man nichts von Prohibitionen weiß und wo es nur wünschenswerth ist, daß das bestehende System mehr in Uebereinstimmung mit sich selbst gebracht werde, indem einige Zweige des Handels und des Verkehrs zu viel und andere zu wenig geschützt sind, ist eine Philippika gegen den Zollschutz eben so am unrichtigen Orte wie eine Apothekose des Freihandels à la Cobden.

Was Herr Dönniges aus dem Tarife des Zollvereins gegen die Theorie der Schutzzölle beibrachte, ist zum Theil ganz unrichtig und mit der Natur des bestehenden Zolles in direktem Widerspruch. Denn nicht um die erst seit etwa einem Jahrzehend mit einigem Erfolg arbeitenden Runkelrübenzucker-Fabriken zu schützen, zahlen die Bewohner des Zollvereins Jeder im Durchschnitt jährlich 7 Sgr. Zuckerzoll, sondern weil der Zollverein in dieser, ihrem Wesen nach seit der ersten Festsetzung des Zolltarifs (1818) bestehenden Steuer eine der ergiebigsten Quellen seiner Einnahmen sieht. Hat ja doch der Runkelrübenzucker eine ähnliche, wenn auch nicht eine ganz eben so große Steuer wie der indische Zucker zu tragen! Auch ist das Verhältnis der Consumption des ersteren zu dem des letzteren immer noch unbedeutend *).

Nicht minder giebt Herr Dönniges zu einer unrichtigen Anwendung des Begriffes, in welchem der freie Handel und in welchem der Zollschutz den Verkehr begünstigt, Anlaß, wenn er mit Bezug auf ersteren anführt, daß Hamburgs Handel allein den des gesammten Zollvereins (natürlich nur so weit vom Handel mit dem Auslande die Rede ist) an Umfang übertrifft. Hamburg, von allen Häfen des europäischen Kontinents der am günstigsten gelegene, beherrscht den Handel sowohl des Nord- als des Ostseegebietes. Da es nicht bloß den Handel des Zollvereins, sondern zum Theil auch den der übrigen norddeutschen Staaten, sowie Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Russlands und Oesterreichs, vermitteln hilft, so ist es kein Wunder, wenn sein Export- und Importhandel stärker ist, als der des Zollvereins allein, wie sich denn auch, wenn der auswärtige Handel Londons oder Liverpools mit dem von Yorkshire, Lancashire und allen übrigen englischen Grafschaften verglichen wird, ähnliche Resultate herausstellen dürften. Etwas Anderes wäre es, wenn uns nachgewiesen würde, daß unter ganz gleichen lokalen Verhältnissen der Handel des Zollvereins gegen den des nicht dazu gehörenden nördlichen Deutschlands zurückstehe, daß, z. B. Stettin einen geringeren Verkehr habe als Lübeck oder Rostock, was bekanntlich keinesweges der Fall ist. Hamburg, mag es nun außerhalb des Zollvereins bleiben oder ihm beitreten, wird immer, wenn es nur auch Docks wie Liverpool, London, Amsterdam &c. besitzt, der wichtigste Handelsplatz Deutschlands und des Kontinents seyn.

* In Preußen haben im J. 1842 die bestehenden Zucker-Fabrikereien 946,843 Centner raffinierten Rohzucker und Schmelzlumpen, die Runkelrübenzucker-Fabriken dagegen nur 119,281 Ctr. ihres Rohzucker-Produkts verfertigt. (Vgl. das treffliche Werk Dietrich's „über den Volkswohlfund im preuß. Staat“, S. 256.)

Die Nutzlosigkeit der Schutzzölle überhaupt durch die der englischen Getraidebeschützölle nachweisen wollen, scheint uns ebenfalls sehr gewagt, da das Getraide als unentbehrliches Lebensbedürfnis mit keinem anderen Erzeugnisse, sey es des Bodens oder gar der Industrie, gleichzustellen ist. Ganz entschieden aber müssen wir es in Abrede stellen, wenn behauptet wird, daß die durch Schutzzölle hervorgerufene erhöhte Fabrikthätigkeit den Pauperismus begünstige. Wir verweisen in dieser Beziehung nur auf die britischen Inseln und fragen, ob der Pauperismus in Irland etwa durch die dortigen Fabriken hervorgerufen sey, ob dieses unglückliche Land nicht vielmehr seine einzige Hilfe aus dem fabrikenreichen England und Wales erhalte, und ob es nicht ein Glück für Irland wäre, wenn man dort Fabriken genug errichtet hätte, um die hungernden Müßiggänger zu beschäftigen? Allerdings treten zuweilen Konjunkturen ein, durch welche die Fabriken-Distrikte ganz besonders leiden, aber mehr oder weniger ist auch der Landmann und der Handwerker ähnlichen Kalamitäten einer „schlechten Zeit“ ausgelegt: im Ganzen jedoch stehen sich die Fabrikarbeiter Englands, die täglich ihre Fleischkost haben und sonst auch gut leben, ungleich besser, als die vereinzelt arbeitenden kleinen Handwerker bei uns und überall, wo die durch unbeschränkte Gewerbefreiheit hervorgerufene Konkurrenz sie viel schutzloser gemacht hat, als die Fabriken-Bevölkerung. Ja, die unter Anderem von der Statistik nachgewiesene Thatsache, daß in den Fabriken-Distrikten Englands bei weitem weniger uneheliche Kinder geboren werden, als in den fabrikenlosen Gegenden Bayerns oder Oesterreichs, spricht keinesweges dafür, daß in den letzteren eine größere Sittlichkeit und, wenn man wieder aus dieser einen Schluß ziehen darf, ein geringeres Maß von Pauperismus, als in jenen, anzutreffen sey.

Dies ungefähr sind die Bedenken, die wir dem Dönniges'schen Vortrage entgegen zu setzen haben, welchen ein Referent in der Allg. Preuß. Zeitung mit Recht als eine Partei-Demonstration bezeichnet hat, die um so weniger hier am richtigen Orte gewesen sey, als die Wissenschaft nicht der Partei dienen, sondern vielmehr die Parteien versöhnen soll.

— Berlin und die Berliner, von einem Berliner. Hat auch unsere gute Stadt noch keinen Geschichtschreiber gefunden, wie ihn Paris an Dulaure und Anderen besitzt, so dürfen wir doch auch nicht über Vernachlässigung klagen, und der Griffel wie die Feder haben in neuester Zeit das Ihre gethan, die Lichtseiten, wie die Schattenseiten unserer gewiß noch einer großen Bestimmung entgegengehenden Residenz vor dem Fremden bald ernst, bald scherzend aufzurollen. Das neueste und in seiner Art eigenthümliche Werk über das gewesene, daseyende und kommende Berlin mit Potsdam, das gleichsam als der Trabant jenes Planeten angesehen wird, ist die in München bei Poppel und Kurz erscheinende Beschreibung der beiden Residenzen, von Beta, mit 24 Ansichten nach der Natur gezeichnet, gestochen und herausgegeben von den Verlegern *). Beta, der auch sonst als Erzähler und Publizist bekannt, hat gerade in der Kunst, das Berliner Leben mit satirischem Pinsel und oft mit bitterer Wahrheit zu malen, sich einiges Ansehen erworben. Wir nennen sein vor mehreren Jahren (mit dem Motto: Rana!) erschienenenes „Berlin in der Westentasche“ und die vor wenigen Monaten erschienene „Physiologie von Berlin“. Auch in dem vorliegenden, bis zum sechsten Hefte gedruckten Werke erkennt man die Spitze, an schlagenden Worten reiche Feder, die aber häufig durch den verführerischen Reiz eines Kraftwortes den Verfasser berauscht und zur Uebertreibung verleitet. Die schonungslose Entblößung der wunden Stelle im socialen Zustande des Berliner Lebens ist gewiß redlicher und heilsamer, als die hypokritische Buhlschaft um die Gunst der Mitbürger und Landsteute durch selbstlobende Aufzählung ihrer vorhandenen und nicht vorhandenen Tugenden und durch Verbedung oder gar durch Entschuldigung ihrer Laster; aber die strafende Bitterkeit in ihrem ununterbrochenen Fortgang läßt denn doch bei Lesern, die nicht immer den Wunsch zu bessern hinter dem Spotte und den sittlichen Ernst hinter der Satire erkennen, einen leisen Verdacht aufkommen, als gefalle sich Herr B. in Schilderungen des Elends und der Verderbtheit und schwinde die Geißel nur zum Vergnügen. Wir glauben auch, daß eine größere Verwendung von Rücksichten auf das häusliche Leben der höheren und mittleren Stände das Verdienst des Werkes vermehrt, und daß die Unterdrückung von Seitenhieben gegen Kellner, Birchpfeifer und Andere dem Werthe desselben nicht geschadet hätte. Wer sich an einer bloß pikanten und an Persönlichkeiten reichen Darstellung weiden will, der mag auch von dieser Seite den Text rühmen. Allein man hat, um Genuß und Belehrung aus dem Werke zu schöpfen, nicht nöthig, ein Freund jener Einzelheiten zu seyn; das Buch bietet eine solche Fülle wichtiger Nachweise und schöner Gedanken dar, daß Jeder es mit Befriedigung lesen wird. Am misslungnensten ist die Beschreibung der königlichen Bibliothek, bei der das Gebäude, die Beamten und das Reglement unrichtig angegeben sind. So z. B. wird, wahrscheinlich durch eine Verwechslung des Journalzimmers mit dem Lesesaale, gesagt, im letzteren werden nur gewisse privilegierte Personen zugelassen, was durchaus unrichtig ist, denn der Lesesaal war von jeher Jedem ohne Ausnahme einige Stunden des Tages offen, seit zwei Jahren sogar von Morgens 9 bis Nachmittags 4 Uhr ununterbrochen. Die Stahlscheibe sind sehr sauber und liefern einen neuen rühmlichen Beweis von der künstlerischen Thätigkeit Münchens.

* Der vollständige Titel ist: Berlin und Potsdam. Ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, geschildert von Beta mit 24 Ansichten. Nach der Natur gezeichnet, gestochen und herausgegeben von J. Poppel und M. Kurz. Es wird aus 8 Heften bestehen.